Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Postanstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Louisenstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK“, der feuill. Montags-Beilage „Zeitgeist“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Dichtung“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Rußland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Deutschland und Oesterreich-Ungarn). Inserate 4 Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Abendblatt 2 M.). — Inserate 4 Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.)
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 97. Berlin, Dienstag, den 23. Februar 1892. XXI. Jahrgang.

Die klerikal-reaktionären Bestrebungen.

Aus Süddeutschland schreibt man uns:

„In meinem Briefe von Ende Januar (in Nr. 58 des Berliner Tageblatts) sprach ich die Befürchtung aus, daß der aus Preußen wehende klerikal-reaktionäre Wind sehr bald auch auf das Gebiet der auswärtigen Politik übergreifen und die Grundlagen unserer nationalen Existenz selbst bedrohen werde. Es sei mir erlaubt, angesichts der raschen Bestätigung dieser schwerwiegenden Befürchtung die betreffende Stelle des Briefes hier nochmals anzuführen:

„Es fehlte nur noch, daß im Namen der „Kirche“, an die sich der hilfsbedürftige „neue Kurs“ so eng und zärtlich anschmiegt, auch laudauf landab eine ultramontane Agitation für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes in Szene gesetzt würde. Es ist ja Alles so wunderschön in dem von Waffen starrenden Europa; warum sollten unsere Klerikalen, nachdem sie die unerwarteten Erfolge in Preußen davongetragen haben, nicht Lust beweisen, auch ein ganz klein wenig die auswärtige Politik leiten zu helfen um das „kirchenräuberische“ Italien aus dem Dreibund zu sprengen?“

Man vergleiche mit diesen Worten die schamlose Aufforderung im Samstagsblatte der „Germania“, daß die deutschen Katholiken die jetzige günstige Strömung benutzen sollten, um nach ihren Kräften dazu mitzuwirken, daß „der sakrilegische Raub durch die Piemontesen“ wieder gut gemacht und die weltliche Herrschaft des Papstes wieder hergestellt werde. Daß dies auf keinem anderen Wege möglich sein würde, als auf demjenigen eines der furchtbarsten Kriege, die Europa je gesehen hat, daß in einem zu solchem Zwecke unternommenen Kriege möglicherweise die Existenz des deutschen Reiches zerschellen würde wie einst das napoleonische Empire, das sagt die „Germania“ natürlich nicht, aber wir halten den Verfasser des Brandartikels nicht für dumm genug, um ihm eine gänzliche Unkenntniß von dem zuzutrauen, was die natürliche Konsequenz, das Ende der von ihm empfohlenen Agitation sein muß, wenn diese überhaupt einen praktischen Zweck haben soll. Hat doch die „Germania“ ihren Standpunkt zu den nationalen Interessen Deutschlands schon Tags vorher durch eine höchst merkwürdige „Zuschrift“ über den politischen Charakter der Kriege von 1864, 1866 und 1870 gekennzeichnet. Das sind Alles nur Feldzüge gewesen, „um Rom zu stürzen“. Nach Jesuitenart überläßt das fromme Blatt die weiteren Schlußfolgerungen seinen Lesern; sie sind naheliegend genug und ergeben sich überdies ganz von selbst aus der Tags darauf begonnenen Agitation für die Wiedergutmachung „des sakrilegischen Raubes durch die Piemontesen.“ ()

Mit dem Berliner Jesuitenblatt, das man gewiß mit weit größerem Rechte als das Organ der Societas de propaganda fide bezeichnen darf, wie es selbst gleich der Kreuzzeitung u. s. w. den deutschen Liberalismus in den Dienst des „internationalen Judenthums“ stellt, haben wir nicht zu rechten. Ein jedes Thierchen hat sein Plaisirchen: daß den Ultramontanen das Vorhandensein eines kraftvollen protestantischen Kaiserthums ein Pfahl im Fleische sein muß und in ihren Augen die „göttliche Weltordnung“ getrübt ist, solange dieses protestantische Kaiserthum seine historische Mission erfüllt — nämlich diejenige, das große deutsche Vaterland unabhängig von dem Papstthum und der vatikanischen Politik zu erhalten — das weiß Jedermann in Deutschland wie in der ganzen civilisirten Welt, soweit sie politisch zu denken vermag. Auch ist es recht gut, daß unter dem Schutze deutscher Preßfreiheit solche Gedanken sich offen aus Licht wagen, nicht etwa blos im Dunkel der Kabinette, in den Fürstenpalästen u. s. w. von den Agenten der Gesellschaft Jesu propagirt werden. Also gegen die „Germania“ richtet sich unsere Polemik nicht; sie gehört zu der lärmenden Meute bei der beginnenden Jagd gegen das deutsche Reich, das ja durch seine Existenz selbst und durch die voraussgegangenen Kriege von 1866 und 1870 „Rom hat stürzen helfen!“

Aber mit dem Herrn Reichskanzler Grafen v. Caprivi haben wir Süddeutsche bei diesem Anlasse ein ernstes Wort zu sprechen. Er wird als preußischer General, wenn er es als Reichskanzler und Ministerpräsident nicht thun will, zugeben, daß in der ganzen Welt das Sprichwort noch praktische Geltung hat: „Sage, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist.“ — So wenig ein preußischer General sich dazu hergeben würde, einen intimen politischen Umgang mit einem der extremsten sozialdemokratischen Agitatoren zu pflegen, so wenig kann ein deutscher Reichskanzler und königlich preußischer Ministerpräsident, ohne überall das höchste Mißtrauen gegen seine innere wie auswärtige Politik zu erregen, den Bund mit einer Partei eingehen, deren Interessen und letzte Ziele diejenigen sind, wie sie die „Germania“ in zwei Artikeln bezeichnet hat. Höchst bedenklich hat Graf v. Caprivi an dem bekannten schwarzen Freitag im preußischen Abgeordnetenhause den preußischen Volksschulgesetzentwurf als ein Kampfmittel für die konfessionelle Kirche wider den „Atheismus“ unserer Zeit hingestellt. Die einfachste Logik muß Jedermann sagen, daß, wenn überhaupt ein solcher Kampf existirt und der Staat daran zu Gunsten der „Kirche“ theilnimmt, diese tiefgehende Bewegung nicht bei dem Volksschulgesetz stehen bleiben kann, sondern das gesammte staatliche Leben überfluthen muß, und daß es eine Illusion ärgster Art sein würde, wenn man annehmen wollte, der Staat könnte seine innere Politik streng „kirchlich“, die auswärtige Politik dagegen nach „atheistischen“ Grundsätzen und Anschauungen einrichten. Dem steht von vornherein der widersetzliche Charakter der katholischen Kirche entgegen, deren oberste Leiter in Rom sich nicht im Mindesten um die Interessen der einzelnen Länder bekümmern, sondern diese, wo immer es nöthig oder auch nur zweckmäßig erscheint, den höheren Interessen der „Kirche“ dienstbar machen. Deutschland hat in seiner tausendjährigen Geschichte die furchtbarsten Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht; es wollte durch eine Fiktion das römische Kaiserthum fortsetzen und wurde nur allzuhäufig der Sklave des römischen Papstthums oder vergudete seine Kräfte im Kampfe gegen dieses Papstthum, das sein schlimmster, unversöhnlichster und zähester Gegner war. Auch heute noch ist trotz der persönlichen Eigenschaften des ehrwürdigen Papstes Leo XIII. an diesem Verhältniß kaum etwas geändert; die Grundanschauungen, welche im Vatikan maßgebend sind, hat die Berliner „Germania“ mit dankenswerther Offenheit wieder einmal klargelegt.

Vor allen Dingen ist es undenkbar, daß die „kirchenräuberischen Piemontesen“, wie das ultramontane Blatt unsere italienischen Alliirten mit giftigem Hasse zu nennen beliebt, nicht sich fragen müssen, ob die neueste Wendung in der inneren preußischen Politik, der erklärte Gegensatz, in welchen sich die Regierung selbst zu dem allergemäßigsten Liberalismus, ja zu der geistigen Blüthe der ganzen Nation stellt, nicht eine starke Rückwirkung auf die auswärtige Politik haben wird und haben muß, wenn nicht noch zeitig dieser verhängnißvolle Irrthum eingesehen wird und die Regierung wieder in die Bahnen der „modernen Ideen“ einlenkt. Diese allein haben Preußen groß gemacht und es zur Führerschaft in dem geeinigten Deutschland berufen; ein Bruch mit dieser Vergangenheit schafft ein anderes Preußen, als dasjenige ist, welches den Dreibund, diese werthvollste Garantie des europäischen Friedens, ins Leben rief. „Am 3. November 1850“, schrieb die nachmalige Kaiserin Augusta unter dem Eindruck des Paktes von Olmütz, „ward das neue Preußen begraben. Der Prinz von Preußen hat ritterlich für sein Vaterland gekämpft, doch vergeblich.“

Es ist eine große innere Aehnlichkeit zwischen der damaligen und der heutigen politischen Lage vorhanden. Auch Olmütz wurde nicht durch die auswärtige, sondern ganz allein durch die innere Politik herbeigeführt, welche Preußen an den Rand des Abgrundes brachte. Das fühlte selbst der arme König Friedrich Wilhelm IV., als er in einem Briefe d. d. Charlottenburg 27. Januar 1855 an den Herzog Ernst von Coburg seinen ganzen Jammer über die Demüthigungen ausschüttete, die ihm die Politik von Olmütz eingetragen hatte.

Noch steht Graf Caprivi am Scheidewege; noch ist es Zeit, Preußen vor einem zweiten Olmütz, vor einem demüthigenden Pakt mit dem „Centrum“ zu bewahren, welches im Sinne des Vatikans der Beherrscher unser inneren wie auswärtigen Politik sein will. Papst Pio nono hat einst von den „Steinchen“ gesprochen, „das im Rollen den Koloß zerschmettern wird“. Das Wort war gegen Preußen-Deutschland gerichtet und findet seine Entschuldigung durch die leidenschaftlich erregte Kulturkampfperiode, wie durch das heißblütige Temperament des Papstes Pius. Aber hüte man sich in Preußen, daß nicht dieses Wort am Ende noch eine prophetische Bedeutung gewinnt, und das Zedlitz'sche Volksschulgesetz das „Steinchen“ werde, welches „den Koloß zu Falle bringt“.

Die italienische Arbeiterkrise.

(Von unserem Korrespondenten.)

☞ **Rom**, 19. Februar.

An demselben Tage, an dem der Minister des Innern im Parlament die geflügelten Worte ausrief: „Eine Arbeiter-

Medusa.

Roman

[13. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.]

E. Bely.

„Wirklich, Du hast nichts gethan!“ sagte sie, die andere Drehscheibe wendend, auf der sie sonst geduldig stundenlang ausgeharrt. — „Hast Du Dir nebenan einmal wieder erzählen lassen, welch ein großer Künstler Du bist — zum — millionsten Male?“ neckte sie.

„Fürst Blomberg war da, den mußte ich herumführen und dann — “ mit einem Achselzucken, „bin ich doch nicht so unbeschäftigt gewesen, als Du glaubst. Ich habe in alten Liebesbriefen geblättert, eh ich an ihre Vernichtung ging, und habe mancherlei dabei gedacht.“

Sie kannte seine Art zu genau, als daß diese kleine absichtliche Wendung sie hätte kränken können. Er war ja nie gewöhnt gewesen, eine Laune unbefriedigt zu sehen — und vielleicht auch nicht, auf eine Frau zu warten.

„Mancherlei gedacht habe ich auch,“ erwiederte sie, wieder näher auf ihn zu tretend, „während das seltsame Paar die Hände in einander legte zum Bunde fürs ganze Leben.“

„Natürlich! für Euch Frauenzimmer ist ja solch eine Heirath der wichtigste Casus, verbrieft und versiegelt — eingefangen der lose Vogel, um nicht zu sagen — der Gimpel.“

So hatte der erfahrene Mann in der Palombella gesagt, gerade jetzt klang ihm die spöttische Mahnung in die Ohren.

„Emilio!“ rief sie erstaunt, erschreckt. Er sah und kannte jede Regung auf dem beweglichen Gesicht.

Er setzte sich auf die Chaiselongue, auf welche er sich, bei der Arbeit ausruhend, zu werfen pflegte. Dorthin hatte er dort mit halbgeschlossenen Augen von ihr geträumt, sie herbeigesehnt. Nun sie da war, kam ihm die Lust an, sie zu quälen. Er machte es oft so mit den Frauen, deren Neigung er sicher war, wenn sie nicht geschickt zuvor das Spiel umgedreht hatten.

Mimi Bern war das eigenartigste Weib, das ihm je begegnet, sie gab ihm zu denken, wenn er von ihr entfernt war, und doch nicht volle freudige Empfindung in ihrer Nähe. Sie war das ehrlichste Geschöpf, sie lebte nur ihm, sie verbarg ihm nicht den leisesten Gedanken und hatte nicht das Geringste von Koketterie. Zuerst war dies Neue von Reiz, dann hatte die herbe Keuschheit, die sich im Denken und Wesen des Mädchens ihm gegenüber unverändert erhielt, etwas, dem er noch keinen Namen zu geben wußte, wollte er nicht „Ermüdendes“ sagen — was nicht ausreichte.

Er hatte schon manche Sprödе gekannt, der das Spiel noch rascher wie ihm eintönig geworden war — Mimi Bern schien dazu angelegt zu sein, ein ganzes Leben so neben ihm zu verträumen, sein mit jedem Schlag des Herzens, mit jedem Gedanken und doch auf einer Art von Postament, wie die hoheitsvolle Olympierin. Und er kam sich zum ersten Male „ungeschickt“ vor diesem Räthsel aus Feuer und Eis gegenüber.

Er sah jetzt mit den dunklen, flammenden Augen, die so manchem Weibe gefährlich geworden, zu ihr empor.

„Willst Du vor mir den Versuch machen, Comtesse Oda Schoringen als Liebende hinzustellen?“ fragte er spöttisch. „Ich wäre doch neugierig, wie Du das beginnen würdest.“

Sie schüttelte den ausdrucksvollen Kopf. „Ich lüge nie! Sie wird so wenig in ihn verliebt sein, wie sie es wohl je in ihrem Leben war — aber, ich glaube fest an ihre redliche Absicht, den Grafen glücklich machen zu wollen.“

Sein Ton war cynisch. „Baß, so lange ihr die Perlen und Juwelen des Familienschmuckes neu sind — und kein Anderer da ist, der ihr verführerischer erscheint, als ihr grauhaariger Anbeter.“

„Emilio — Du thust mir weh wie ihr.“

„Natürlich! Ihr Weiber nehmt für einander Partei, wie Ihr einander gleicht — in Falschheit und —“

Sie ließ ihn nicht aussprechen, sie beugte sich zu ihm herab und legte die vollendet schöne Hand, welche er bereits dreimal modellirt hatte, auf die spottenden Lippen. Sie wußte, woher sein Unmuth kam — das rührte sie.

„Schilt mich, Emilio, es ist mir recht, mag ich's verdient haben oder nicht. Aber selbst, wenn Du zorniger mit mir wärst, ich hätte doch heute nicht an Odas Seite fehlen mögen. Ich bin vielleicht die Einzige, welche sie versteht —“

„Ah — in der That!“

Sie setzte sich neben ihn und zog seine Hand in die ihre.

„Wenn ich Jemandem ein glückliches Loos wünsche, so ihr.“

„Sie hat's erreicht — die Leimruthe war geschickt aufgestellt und der Gimpel Clovio hat sich gefangen — wie er sollte!“ sagte der Bildhauer.

Mit einer raschen Bewegung wandte sie sich ab. Er lehnte den Kopf zurück und sah nach der Diana hinüber.

„Die Crescentia ist zu stark geworden, sie ist ein schlechtes Modell jetzt — sieh nur das Gewand über der linken Hüfte — ich werde noch alle Lust an der Arbeit verlieren.“

Sie schrak zusammen — konnte, durfte das sein? Wenn er die Diana, welche ihre Züge trug, unvollendet ließ, all die Erinnerungen an die holden Stunden, wo er arbeitend, sie unermüdlich, geduldig da vor ihm sitzend, seinem Geplauder zugehört — würden dann gleichsam hinweg gewischt — „Emilio!“

Er nahm die Spachtel, glättete eine Falte, und warf das Instrument unmuthig von sich.

„Und ganz Rom hat zur Stunde kein richtiges Modell für mich —“

Es war am ersten Tage gewesen, als sie hier das Atelier betreten, da hatte er seine Blicke über sie hingleiten lassen — „Ja, nicht der Kopf allein, meine ganze Diana gewinnt Leben in Dir!“

„Du siehst heute Alles ungünstig — komm, laß uns hinausfahren in die Campagna, Blumen pflücken, wie Kinder im Grase liegen —“ bat sie ablenkend.

„Und meine Arbeit — ?“

Welch ein Egoist er war; tagaus, tagein hatte er seit jener Stunde, in de sie einander ihre Liebe gestanden, ihre Nähe verlangt. Und wenn sie lachend eingewortet: „Aber, meine Arbeit!“ so hatte er auf den Thon gewiesen, der sich unter seinen Fingern formte: „Trennst Du Dich und mich von einander, schafft Du nicht durch mich?“

Ein Veilchenstrauß, den sie ihm gestern gebracht, war auf dem Platze liegen geblieben, wohin ihn seine Hand gelegt, nachdem er den Duft eingeathmet. Die armen, welken Dinger! Sie dachte an den betäubenden Blumenduft, der sich mit den Weihrauchwolken in der Kapelle Clovio gemischt, und halblaut sprach sie vor sich hin: „Oda fährt jetzt durch die Campagna nach Passo di Corvese —“

„Als Gräfin Clovio — wie Dich das Ereigniß beschäftigt.“

Sie strich ein paar widerspenstige Haare aus der Stirn.

„Findest Du es nicht wunderlich, sie statt ans Meer, nach Neapel, an irgend einen der vielen Orte zu führen, wo die Schlösser der Clovio stehen, ihr den etruskischen Ort zu zeigen, woher sie zu stammen behaupten.“

Er warf sein Käppchen ab. „Noch wird sie folgsam in die Weise einstimmen, welche er ihr vorpfeift — der etruskische Greif.“

„Willst Du in dieser Stimmung bleiben, Emilio?“ fragte sie, von seiner Seite rückend.

Er lachte. „Das Nachdenken brachte mich hinein — Du hättest es nicht dazu kommen lassen müssen.“